

TROJA, SPÄTER NACHMITTAG

ROMAN

GREGOR
SANDER





GREGOR SANDER

TROJA, SPÄTER NACHMITTAG

ROMAN



PENGUIN VERLAG

Der Verlag behält sich die Verwertung des urheberrechtlich geschützten Inhalts dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

1. Auflage

Copyright © 2026 Penguin Verlag
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
produktsicherheit@penguinrandomhouse.de
(Vorstehende Angaben sind zugleich
Pflichtinformationen nach GPSR.)

Umschlaggestaltung: FAVORITBUERO, München
Umschlagabbildung: © Bridgeman Images
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-328-60508-9
www.penguin-verlag.de

*Für meinen Freund Peter Becker
und für Pallas Athene*

Dieses haben die Götter bewirkt und Verderben
den Menschen zugesponnen,
dass es auch Künftigen Stoff werd' für Lieder.

Homer, *Odyssee*

SCHWANENFEDERN

Ankershagen, Februar 1831

Heinrich sieht geschossen aus. Absolut geschossen. Selbst für Ankershagen im südlichen Mecklenburg-Schwerin, wo ein Blick in den Spiegel nicht zum täglichen Ritual gehört. Wie eine Presswurst auf Beinen. Er trägt drei Hosen übereinander. Die kurze, neue vom letzten Sommer, die ihm jetzt schon nicht mehr bis zum Knie reicht, darüber seine Sonntagshose und über der trägt er die Bux für alle Tage. Aber er soll nicht Bux sagen oder denken, denn wer platt schnackt odder ok blot dacht, der kriegt das mit dem Vater zu tun, der kriegt Dresche. Denn im Pfarrhaus Schliemann wird nach der Schrift gesprochen, nach der Heiligen Schrift, mit Luthers Worten, und nicht diese Bauernsprache. Wenn der Vater das brüllt, wenn er dann demjenigen, dem da ok nur en platten Wuurt über die Lippen gesprungen ist, mit der ledernen schwarzen Bibel auf den Kopf drischt oder eben dahin, wohin er trifft, dann ist Fersengeld geboten, dann ist es besser, man verschwindet.

Heinrich kann das gut: verschwinden. Kein Mensch hat ihn heute gesehen, als er sich nach der Stallarbeit und der Roggengrütze, die er sich im Stehen in der Küche hinter die Kiemen gehauen hat, anzog und dann pfeifend zum Dorf rauslief. Wobei er die Lippen kaum rund bekam, so kalt ist das. Über den knirschenden Schnee ist er gewetzt, gar nicht weit, nur zu der alten Eiche, die da an der Straße nach Wendorf steht, mit mächtigem

Stamm und blattlosen Ästen, die gewunden nach oben streben, als wäre da ein Riese im Tanz erfroren. Bestimmt vierzig Fuß hoch und die unteren Äste sind dicker als er selbst.

Der Baum war sein Ziel. Im Sommer kann man hoch oben sitzen und kein Aas erkennt einen im dichten Blattwerk. Aber von hier oben aus sieht man dann alle und alles. Das Gutshaus mit großem Park und Küchengarten, das Verwalterhaus ein Stück daneben, die Bauernkaten aufgereiht an der Dorfstraße, das Feuer der Schmiede, den Adler-Krug mit dem quietschenden Schild über der Eingangstür, den hohen Turm der Kirche natürlich und gleich daneben, nur eben über die Dorfstraße rüber, steht das Pfarrhaus mit der Linde davor, die zwar groß ist, aber nicht so mächtig wie die Eiche am Dorfrand.

Jetzt aber deckt der Schnee seit Tagen alles zu, macht aus den Äckern des Gutsherrn und denen der Bauern eine unendliche Fläche bis zum Horizont. Macht das Dorf still und innerlich und alles gleich. Der Junge kann sich eine Landschaft ausdenken. Ein blaues Meer oder, noch verrückter, hohe Berge, so hoch wie der Olymp in Griechenland, auf dem vor langer Zeit die Götter wohnten. Zeus, Pallas Athene oder Aphrodite, damals, als es den Herrn Jesus noch nicht gab, wie sein Vater sagt, aber das würde er später schon noch verstehen. Jetzt gebe es natürlich nur noch die Heilige Dreifaltigkeit.

Nur ein richtiger Berg ist schwer vorzustellen in dieser weißen öden Fläche, die sich nur müde hebt und senkt. Hier und da eine blattlose Hecke, oder ein kahler Baum steht allein wie ein Schatten. Einen echten Berg hat Heinrich auch noch nie gesehen, denn der Kirchberg in Ankershagen, auf dem auch das Pfarrhaus steht, ist man bloß ein Hügel.

Der Himmel vor ihm ist tief verhangen. Heinrich lehnt am Stamm der Eiche in seiner Dragoneruniform. Mit den zwei

übereinandergezogenen Wollpullovern, die er von seinen älteren Schwestern geerbt hat und deren Farben ganz verwaschen sind, nachdem Elise, Dorothea und Wilhelmine sie schon getragen haben. Die sind so verblichen, dass man nicht einmal mehr errahnen kann, ob das grüne Wolle war oder gelbe. Darüber noch eine Jacke aus Schaffell, die so entsetzlich nach altem Tier stinkt, dass Heinrich sie nur anzieht, wenn es wirklich kalt ist. Zur Krönung eine rote Mütze seiner Mutter mit aufgestickten rosa Rosen, weil er seine nicht gefunden hat und weil er weiß, dass er da lange stehen wird an der Landstraße Richtung Westen, bis die Postkutsche kommt, so wie sie letztes Jahr gekommen ist und das Jahr davor auch. Weiter kann er sich nicht erinnern. »Bei dem Wetter wird das wohl eher ein Postschlitten sein«, hat der Vater gestern gebrummt, als der Junge nicht aufhörte vom Schwan zu reden, den der Opa aus Sternberg schicken wird. Das liegt auf dem halben Weg nach Hamburg und da gibt es dann den großen Hafen mit Schiffen, die fahren in die ganze Welt. Mutters Vater ist in Sternberg Bürgermeister – was das wohl eigentlich ist, ein Bürgermeister? »Na hoffentlich vergisst er den Rotsporn nicht, der feine Pinkel«, hat sein Vater ihm geantwortet und damit eigentlich auch platt geschnackelt, wie Elise, die älteste Schwester, ihm zugeflüstert hat, und dass der Großvater gar kein Pinkel sei, sondern ein Ehrenmann. Geschlagen hat den Vater aber dafür natürlich keiner.

Heinrich ist neun Jahre alt und eher klein, aber mit großem Kopf. »Wat 'ne Omme«, sagen die Bauern, wenn sie ihn sehen. »Dem Paster siener, pass man up, dat de dir nich dat Gnick brichst.« Und dann lachen sie jedes Mal, brüllen sie fast über ihren dämlichen Witz und Heinrich rennt einfach an ihnen vorbei, bis er das Gegröle nicht mehr hört. »Napoleon war auch klein«, sagt seine Mutter, »und der hat die ganze Welt regiert

mit seinem dicken Schädel. Paar Jahre ist das nur her, und aus dir wird auch was Großes. Da ist ordentlich Grütze drin.« Sie klopft ihm dabei sanft gegen die Stirn. Heinrich hofft darauf, dass, wenn die Kutsche kommt nachher, wenn die dann vor dem Pfarrhaus steht und die Geschenke bringt für die Mutter, die morgen Geburtstag hat, dass sie dann endlich aus dem Bett aufsteht, auch wenn sie in anderen Umständen ist. Zum neunten Mal. »Und zum letzten Mal«, wie sie sagt, wenn es der Vater nicht hören kann. Heinrich will sich mit ihr in die Küche setzen. Die Mutter soll sich daranmachen den Schwan zu rupfen, und das dauert Stunden, drei bestimmt. In dieser Zeit sitzt sie mit Heinrich allein vor dem Ofen und erzählt ihm, wovon er will.

Vom Meer zum Beispiel, von der Ostsee, wo Heinrich geboren ist. Beinahe jedenfalls. In Neu-Buckow zwischen der Hansestadt Rostock und Wismar, das nun wieder uns gehört und das die dreckigen Schweden zu Schanden geritten haben in den Jahren, als es bei ihnen war, wie der Vater meint.

Mit zwei Pferde- und vier Leiterwagen, mit Sack und Pack sind sie von dort nach Ankershagen gezogen. Da war Heinrich anderthalb Jahre alt. Wenn er nur wüsste, wie es dort ausgesehen hat. Wo da das Meer war? »Ach Heini«, sagt die Mutter dann. »Das war ja noch ein ganzes Stück weg von Neu-Buckow. Bis nach Ahrendsee, son lütschen Fischerdörf, fast eine Stunde mit der Kutsche und bis Rostock ja bald zwei.« Aber die Mutter ist da gewesen, als sie noch jung und der Vater ein anderer Mensch war, wie sie sagt, und nicht immerzu einen im Tee hatte, nicht immer im Dschum war wie heute. Zumindest am Tag nicht, und da ist er manchmal mit ihr ans Meer gefahren. Einfach so. »Wir hatten einen Korb mit, da war 'ne Kanne Bier drin und Kuchen und dann haben wir eine Decke ausgebreitet

und uns daraufgesetzt. An den Strand von Ahrendsee. Das ist ganz weißer Sand, wie die guten Tischdecken weiß sind.«

»Und wie sieht es aus, das Meer?«, hat er sie noch jedes Mal gefragt und sie hat aufgesehen von den Federn des Schwanes, für eine Weile über ihn hinweggeschaut und dann gesagt: »Ohne Ende ist das. So weit. Bis zum Himmel ist da nur Wasser und ganz am Schluss, wenn du nicht mehr weitergucken kannst, da berühren sich beide. Da ist der Himmel ins Meer getaucht und an einem Abend sogar die Sonne. Da wurde alles ganz glänzend. Als hätte der liebe Gott das pure Gold ausgeschüttet.« Der Hals des Schwanes hing ihr über den Knien dabei und sein Kopf mit dem orangen Höcker auf dem Schnabel baumelte kurz über dem Steinfußboden. »Die Fischerweiber standen da, wo das Ufer schroff ansteigt, ganz oben standen die, wie auf einem Feldherrenhügel, und alle schwarz angezogen, mit dunklen Kopftüchern und starrem Blick.« Die Mutter legte ihre rechte Hand über die Augen und guckte über Heinrich hinweg auf ein Meer, das hinter ihm lag. Es lief ihm kalt den Rücken runter, aber wenn er sich umdrehte, hingen da nur die guten kupfernen Pötte in einer Reihe an der Küchenwand. »Wenn die Erste die Boote der Männer entdeckte, dann sind sie alle runtergelaufen ans Wasser und haben später ihre Kerle an Land gezogen. Sind reingelaufen, dass die Röcke nass waren. So, als würden die das gar nicht merken.«

Die Mutter hatte den Schwanenflügel nach oben ausgeklappt, sodass er fast ihr Gesicht verdeckte, aber dann faltete sie ihn wieder zusammen und strich über das Federkleid des toten Tieres wie über eine Decke. »Die Wellen sind das Schönste, Heini. Diese Wellen. Wie ein Buckel wölben die sich, wie der Rücken eines ewig breiten, bockigen Pferdes heben sie sich an und manchmal bricht das Wasser dann auf und oben auf der

höchsten Stelle bildet sich eine Krone aus Schaum und dahinter, direkt dahinter, kommt schon die nächste Welle. Dann noch eine und noch eine und noch eine und dann jagen sie sich zum Strand und da laufen sie aus über den nassen Sand, so als wären sie nie ein Berg aus Wasser gewesen.«

Die Mutter lächelte Heinrich an, der vor ihr auf dem Hocker saß und im leeren Becher nach den Resten seines Zuckereis kratzte, das auch zu diesen Stunden vor dem Muttergeburtstag gehört. Das rührt sie ihm immer zusammen, ein Eigelb und ein halber Löffel grober Zucker, und Heinrich liebt diesen cremigen Geschmack und das Knacken der Zuckerkörner zwischen den Zähnen. »Einmal möchte ich auch das Meer sehen«, sagte er dann und schob die Zunge über den abgelutschten Hornlöffel. Nichts war mehr daran zu schmecken. »Wirst du ganz bestimmt, mein Junge«, sagte die Mutter und faltete den Flügel des Schwanes wieder auf, bis er über ihren Kopf ragte, und begann die Federn an der Unterseite zu rupfen und in die Zinkwanne vor sich zu werfen. Da würde ein Kissen draus gestopft. Die großen Schwestern haben schon alle eines und das nächste, das fertig wird, soll Heinrich gehören.

Die Füße frieren ihm unter der Eiche im Schnee. Die Schuhe sind zu eng. Schon eine ganze Weile, aber die Mutter sagt, es gibt kein Geld für neue, und den Vater soll er lieber gar nicht erst fragen, sonst setzt es wieder was. Diese Schuhe sind noch vom großen Heinrich, vom ältesten Bruder, der auch in Neubuckow geboren wurde als erstes Kind des Pfarrers Schliemann und der dort mit acht Jahren an den Masern starb. Heinrich bekam nicht nur seine Klamotten, sondern auch seinen Namen. »Heinrich der Zweite«, sagt der Vater heute manchmal zu ihm und lacht, aber keiner lacht mit. Der große Heinrich liegt auf

dem Friedhof an der Ostsee und die Mutter sagt, sie möchte das Grab so gern noch einmal sehen im Leben. Sie sagt das immer so, als hätte sie dazu nicht mehr lange Zeit. »Wir können doch zusammen fahren im Sommer«, sagt Heinrich dann schnell. »Und gleich noch weiter ans Meer.« Da hat sie zumindest noch gelacht ein jedes Mal.

Nichts ist zu sehen von der Postkutsche. Es beginnt nun doch zu schneien in kleinen feinen Flocken, die in endlosen Reihen zur Erde fallen und dem Blick den Horizont nehmen. Heinrich springt von einem Bein auf das andere, um die Füße in den engen Dingern warm zu kriegen, und da langt ihm einer von hinten an die Gurgel, drückt ihn an den Eichenstamm und lacht. »Erwischt«, ruft der. Ihm ist das Herz in die drei Hosen gerutscht und auch gleich wieder raus, denn natürlich erkennt er Ludwig sofort. Seinen Bruder Ludwig, der nur ein Jahr jünger ist als er selbst, aber jetzt schon einen halben Kopf größer. Alles, was an Heinrich schmal und zart ist, das ist an Ludwig groß und knochig. Die beiden teilen sich ein Zimmer im Pfarrhaus unter dem Dach, das nicht mit Schilf gedeckt ist wie die Bauernkaten, sondern mit Ziegeln. Großherzog Friedrich Franz I. von Mecklenburg-Schwerin persönlich hat Ernst Schliemann die Pfarrstelle in Ankershagen vermacht, damit der seine vielen Kinder ernähren kann. Es ist nämlich eine große Gemeinde, die da sonntäglich in die Feldsteinkirche nach Ankershagen kommt, um Gottes Wort zu hören. Neu-Buckow war zu klein und das neue Pfarrhaus hier hat genug Platz für die sieben Kinder, die noch leben, und für das eine, das da in der Mutter heranwächst, wohl auch. »Vom Großherzog hast du diese Stelle, ja«, schrie die Mutter letzten Sonnabend nach dem Essen. »Aber nur, weil mein Vater ein gutes Wort für dich eingelegt hat.«

»Ach, halt's Maul«, hat der Vater geantwortet und ihr eine reingehauen, dass die Lippe aufsprang und ein Zahn gewackelt hat.

»Guckst du uns den Schwanenbraten ran?«, fragt Ludwig und klatscht ein paar Mal in die Hände. Er trägt keine Jacke und steckt sich die Finger unter die Achseln. Die Jungen mögen diesen Braten noch lieber als die fette Gans an Weihnachten. Das dunkle nussige Fleisch des Schwanes. Die Mutter füllt das Tier mit altem, in Milch eingelegtem Brot, Äpfeln, Dörripflaumen, Nüssen und sauer eingelegten Zwiebeln. Das kleine Backhaus im Hof neben dem Schweinestall wird angeheizt und da kommt das Vieh rein, für mindestens drei Stunden, und sottet vor sich hin. Die Mutter geht immer wieder raus auf den Hof mit einem der Kinder, riegelt die Tür des Backhauses auf, gießt Wasser über das große Tier, Wein und auch Bier. Die Schliemann-Katzen, die schwarz-weiße Eleonore mit dem geknickten rechten Ohr und das getigerte Katerchen, ihr kleiner Sohn mit den braunen Augen, schleichen um das eingemauerte Feuer und fauchen die Katzen des Dorfes an, die nach und nach erscheinen und auch eine Nase Schwanenduft ergattern wollen.

»Muddel schläft immer noch«, sagt Ludwig und klettert auf den dicken Ast über Heinrich. Muddel klingt wie »Nguddel« bei Ludwig, weil der eine Hasenscharte hat und ein kleines Loch im Gaumen, direkt hinter den vorderen Zähnen. Das muss er mit der Zunge zuhalten, wenn er isst. Immer wieder erzählt die Mutter ihnen, wie der Hase sie erschreckt hat, als sie mit Ludwig schwanger war. Wie er rausgeflitzt ist aus einem Weißkohlfeld direkt vor ihr. »So ein Lorbass war das«, sagt sie und zeigt mindestens zwei Ellen zwischen den Händen. Bei keinem anderen Kind sei ihr das passiert und seit der Bauch nun wieder wächst, achtet sie sehr darauf, dass es das kein zweites Mal geben wird.

Verlässt sie das Dorf, dann steckt sie sich eine getrocknete Kaninchenpfote unter das Hutband. Die stinkt so, dass Heinrich eigentlich sicher ist, dass kein Hase ihr näher kommen wird als eine Meile. Doktor Johannsen in Waren hat Ludwigs Lippe geflickt, sie ist zu einem dicken Wulst zusammengewachsen, und das mit dem Gaumen sei gar nicht so schlimm, sagt er. Manchmal lässt er Heinrich das Loch sehen und der versucht Ludwigs langsame Gedanken zu erkennen oben in der Rübe, aber da drinnen ist alles stockdunkel.

Der Bruder springt vom Ast der Eiche und läuft zurück zum Dorf. »Das kann noch Stunden dauern, Heini. Da erfrierst du ja«, ruft er über die Schulter und dann verschlucken ihn die feinen Flocken. Dort, wo er verschwindet, taucht ein großer grauer Hütehund auf, der ist fast so groß wie Heinrich selbst, und wenn er sich aufrichtet und ihm die Pfoten auf die Schultern legt, dann ist der sogar größer. Mit seinen klobigen knackenden Knochen im Maul tritt er auf ihn zu. Sein schmaler Rücken ist ganz weiß vom Schnee. Heinrich mag den Hund nicht, der Hephaistos heißt, hat sogar Angst vor ihm, aber er freut sich trotzdem ihn zu sehen. Schnell reißt er sich die Rosenmütze vom Kopf und steckt sie unter die Jacke. Denn kurz nach dem Hund erscheint aus dem Schneegestöber Minna und da kriegt er lieber kalte Ohren, als dass sie ihn damit sieht. Sie trägt einen weinroten Mantel und hat die Kapuze über die hellen Locken geschlagen. Aus der linken Tasche baumelt ihr der Muff aus silbernem Fuchsfell, ohne den Minnas Mutter sie nicht mehr aus dem Haus lässt, weil sich das für die Tochter des Gutsverwalters von Ankershagen so gehört. Die Hände in den Muff gesteckt, langsam schreiten und nicht rennen mit den Kötern, sich dabei die Knie aufschlagen oder im Herrensitz reiten, wie Minna das am liebsten tut.

»Was machst du hier?«, fragt sie und Heinrich erklärt ihr alles, obwohl er ihr seit Tagen von nichts anderem erzählt hat als von Kutsche, Großvater und Schwan. Von Mutters Geburtstag und dem Festessen. »Ach so, ja«, sagt Minna und lehnt sich neben ihn an den Stamm unter den mächtigen untersten Ast der Eiche. Hephaistos legt sich vor ihre Füße, dass die Knochen knacken, und der Schnee umtobt den kahlen Baum. Hephaistos, so hat es ihnen Minnas Vater erklärt, war der Schmied der Götter oben auf dem Olymp. Der hat ihnen Paläste aus Gold gebaut. Elias, der Schmied von Ankershagen, kriegt nicht mal gerade Nägel hin; wenn der Vater ein Pferd beschlagen lassen will, dann geht er lieber zum Kröger-Schmied nach Wendorf.

Die Kinder müssen nah beieinanderstehen, damit der Stamm des Baumes und der unterste Ast sie vor dem Wind und dem Schnee schützt. Heinrich und Minna und Minna und Heinrich. Von Anfang an, und wenn es nach dem Jungen geht, für immer. Das würde er ihr natürlich nie so sagen, aber das muss er ja gar nicht. Sie ist ja alle Tage da, wenn auch nicht am Morgen in der Küsterschule bei Peter Hüppert, der die Kirchenglocken läutet zur halben und zur vollen Stunde. Der ständig an seiner Taschenuhr herumdreht, damit sie ihm nicht stehen bleibt und er die Zeit verliert. Denn der Kirchturm von Ankershagen hat keine Uhr und geht seine mal »weder na de Bottermelk« oder gar nicht mehr, dann schlurft Peter Hüppert rüber ins Pfarrhaus und fragt: »Paster, wat is de Klock?« Er hat nur ein Auge, aber er ist ein feiner Kerl. Der fast nie schlägt. Er unterrichtet die zusammengewürfelte Kinderschar des Dorfes an zwei Tagen in der Woche im Lesen und im Schreiben und Heinrich langweilt sich, weil er das alles schon kann und auch, weil Minna nicht dabei ist. Die hat einen Hauslehrer, der ihr alles erklärt. Der spricht mit ihr Französisch und sie lesen Gedichte, und Minna

wusste auch, was die *Ilias* ist, als sie mit Heinrich hinter dem Vorhang stand im Hause ihres Vaters. Die beiden Kinder standen hinter dem zugezogenen braunen Brokat in der Bibliothek, vor ihnen brannte knackend das Feuer im Kamin und ihre beiden Väter saßen davor in schweren Ledersesseln. Alle Wände des Raumes waren mit Büchern bedeckt bis unter die Decke. Einmal hatte Heinrich sie schon bei Licht betrachtet und über die vielen Rücken aus Leder und Leinen gestaunt. Da hatte ihn sein Vater geschickt *Der untrügliche Maulwurfsfänger* zu holen, weil das überhandnahm mit den Viechern im Gemüsegarten, und Minnas Vater, der ihn sonst kaum beachtete, stellte sich vor die Regale und sagte: »Nun, das wird bei Gartenbau stehen.« Der kleine rundliche Mann mit dem grauen Backenbart legte den rechten Finger vor die Lippen und ging die Buchreihen ab wie eine Kompanie Soldaten. Dann zog er einen schmalen Band heraus und reichte ihn Heinrich. »Dass du es mir nicht fallen lässt«, sagte der Gutsverwalter noch.

Als er aber mit Minna hinter der Gardine stand, war nichts von dieser Bücherpracht zu sehen. Stockdunkel war es da. Auf der anderen Seite der Gardine wurde eine Flasche Wein entkorkt und bei dem Plopp musste Heinrich schon ein erstes Mal lachen, aber er bekam sich wieder ein. Die Männer sollten ja nicht merken, dass sie hier standen und sich kaum trauten zu atmen.

Pastor Schliemann war an diesem Abend mit dem üblichen Satz gegangen: »Dann werde ich mal zu Herrn Meincke gehen. Wir studieren den Homer weiter.« Die Mutter hatte dieses Mal nichts geantwortet, von wegen, die Kerle würden ja doch nur saufen und sie hätte es satt mit ihm, wie sie das sonst immer tat. Sie blickte nicht mal von ihrer Stickerei auf, nur ein leises Seufzen war zu hören. Heinrich ließ Ludwig oben unterm Dach

allein im Bett liegen, huschte nach nebenan, kletterte aus dem Fenster des elterlichen Schlafzimmers in die Krone der Linde und rutschte am Stamm hinunter. Rannte dem Vater auf leisen Sohlen nach. Minna und er wollten sehen oder wenigstens hören, was die Alten da hinter verschlossenen Türen taten, worüber sie redeten und sich dabei tatsächlich immer so betranken, dass Ernst Schliemann bei der letzten Heimkehr durch die offene Tür ins Haus gefallen und so vom Knecht am nächsten Morgen selig schlafend gefunden worden war. Mit den Füßen noch vor dem Haus und einer aufgeschlagenen Stirn.

Minna trug an diesem Abend schon ihr Nachthemd und eine weiße Strickjacke darüber. Sie ließ ihn an der Küche ein und sie schlichen barfuß hinter den Vorhang. Da standen sie dann nebeneinander, die Außenseiten ihrer kleinen Finger berührten sich. Heinrich konnte Minna riechen: wie geschmolzene Butter, fast süß und ein wenig salzig. Ihre Haare kitzelten ihn an der Wange und er hörte leise ihren Atem und seinen Herzschlag. Ihm war, als müsse er platzen, aber alles ging schließlich gut. Bis das Wort »Ilias« fiel und Heinrich dachte, es ginge um den Dorfschmied, diesen riesigen Kerl mit Händen wie Schaufeln und einer Lederschürze über der behaarten Brust. Als Heinrichs Vater im Gutshaus sagte: »Nun die *Ilias*, ja«, dabei schmatzend einen ersten Schluck Wein trank und Heinrich hinter dem Vorhang verstand »Nun die Elias, DIE Elias«, da sah er den Schmied plötzlich vor sich, wie er mit einem gewaltigen Hammer auf das glühende Eisen schlug, und »DIE Elias«, das war einfach zu viel für ihn. Da musste er lachen. Und Minna neben ihm spürte, wie es in ihm aufstieg, und legte ihm erst nur ihre Finger auf seine Lippen, aber als das nichts half, drehte sie sich plötzlich ganz zu ihm und drückte ihre Lippen so fest auf seine, dass ihm das Lachen im Halse stecken blieb. Dass er sei-

nen Vater und den Gutsverwalter Meincke nicht mehr hörte. Es wurde hell und dunkel gleichzeitig, heiß und kalt und die Zeit verbog sich so, dass er später nicht mehr wusste, wie er da rausgekommen war aus dem Zimmer, hinter diesem Vorhang, ohne dass die Männer irgendetwas bemerkten. Er erinnerte sich nur noch, wie er den knirschenden Sand der Gutshausauffahrt entlangelaufen war in die Dunkelheit des schlafenden Dorfes hinein und Minna ihm »Bis morgen« hinterherrief. »Ja, bis morgen«, rief er zurück und sein Herz schlug immer noch bis zum Hals. Das war im letzten Sommer gewesen. Und so war das mit Minna immer noch, auch ohne weiteren Kuss. Darauf konnte er gut verzichten, nur eben auf Minna nicht.

Ein Getrappel ist jetzt zu hören unter der Eiche, ein Gestampfe, Glockengebimmel und ein tiefes »Ho-Ho«. Hephaistos erhebt sich und rennt hinaus in die Wand aus Schnee. Er bellt laut und das Wiehern, das darauf folgt, klingt wie eine Antwort. Heinrich flitzt unter dem Baum hervor, doch was da durch den Schnee kommt, ist so winzig, dass er laut lachen muss. Ein graues zotteliges Pferd, kaum höher als ein Pony, zieht einen Holzschlitten, der nicht viel größer ist als ein Schrank. Schwarz gestrichen mit zwei quadratischen Fenstern in der Mitte der Seitenwand, die gelbrot umrandet sind. Bis zur Hälfte sind die eingeschneit und auch das Wappen mit Dachs und Posthorn auf der Tür ist kaum zu erkennen. Obendrauf sind allerlei Kisten und Beutel unter einer Plane vertäut und vorn auf dem Bock, neben der kleinen eckigen Laterne, sitzt ein Kutscher, der wiederum zu groß aussieht für dieses Gefährt. Ein runder Kopf mit einem dünnen Bart um den Mund, wie ein Wels, fast kein Hals und ein noch runderer Bauch verborgen unter einer Decke, die auch die Knie bedeckt. Der Kutscher schiebt die Füße gegen das schräg stehende Holzbrett vor seinem Bock und zieht die Zügel

an. »Ho, Liese«, ruft er und fragt, ob das wohl Ankershagen sei. Heinrich nickt und dann stellt er sich mit Minna seitlich auf die linke Kufe. Jeder umfasst eine Kante des Schlittens und in der Mitte greifen sie ihre Hände. Drücken die Nasen über der Schneekante gegen das kalte Glas. Im Inneren liegen Kisten, Säcke, Pakete und Körbe. So geht die zuckelnde Fahrt den Kirchberg hoch bis zum Pfarrhaus.

Der Kutscher springt ab, er schlägt sich den Schnee von der dunkelblauen Uniform und sein runder Kopf mit der noch runderen Pelzmütze verschwindet im Inneren des Schlittens. Dann fliegt durch die Tür ein Kissenbezug, aus dem oben ein Schwanenkopf heraushängt, und fällt dumpf in den Schnee. Er stellt zwei Holzkisten mit jeweils vier grünen Flaschen daneben und legt sechs Zitronen darauf. Die leuchten sonnengelb und sind vermutlich wieder aus Sizilien. »Sizilien«, murmelt Heinrich, während er den Schwan schultert und ins Haus schleppt. Da kommt auch schon der Vater mit schweren Schritten und sichert den Rotsporn. Minna verschwindet mit Hephaistos ohne Gruß. Sie kann den Pastor Schliemann nicht leiden, der schlägt ihr zu viel.

Heinrich steht in der Küche. Er schüttet den Schwan aus dem Bezug, schält sich aus den Klamotten, schürt das Feuer im Herd und zündet eine Kerze an. Aus der Kammer holt er ein Ei und den Topf mit dem Zucker. Er legt alles bereit, setzt sich auf den Hocker, baumelt mit den Beinen und erwartet die Mutter.

Der Vater schiebt sie nach einer Weile durch die Tür. Seine große Hand umfasst ihren Nacken wie den einer Katze. Sie sieht starr in die Küche. Alles an ihr wirkt schmal und zerbrechlich, nur der Bauch unter ihrem farblosen Leinenkleid wölbt sich prall hervor. Der Vater lässt sie los und sie bleibt einfach stehen, mitten im Raum, ohne sich zu rühren. Da dreht er sie zu sich

und schlägt ihr mit der flachen Hand ins Gesicht. Links, rechts und wieder links. Sie heult auf wie ein Tier, und dann tritt er ihr noch in den Hintern, dass sie nach vorn stolpert und vor Heinrich und dem Schwan stehen bleibt. Sie sieht weder ihren Sohn noch das Tier an.

»Nun mach los, Luise, wer soll das denn sonst machen? Die Sophie hast du ja verjagt. Sieh man zu, wie du damit fertig wirst.« Bei dem Namen Sophie kommt Leben in das Gesicht der Mutter und sie heult noch einmal auf, schlägt sich die Hand vor das Gesicht und sinkt auf den Stuhl, der Heinrich gegenübersteht. Sophie war bis vor ein paar Wochen die Magd im Pfarrhaus, aber der Vater konnte die Hände nicht von ihr lassen und sie ließ sich das gerne gefallen. Er griff ihr an den drallen Hintern, selbst wenn die Mutter dabei war, und wenn alle Lichter gelöscht waren, dann hörte man Sophie juchzen aus ihrer Kammer und den Vater bei ihr brummend lachen oder hecheln, als wäre er zu schnell gelaufen. »Gott wird dich strafen«, sagte die Mutter immer wieder, aber der Vater hat nur gelacht und gesagt: »Gott vielleicht, aber du nicht.« Vor ein paar Wochen hat die Mutter sich doch durchgesetzt und Sophie ist verschwunden, aber seitdem ist der Vater ständig betrunken und die Hand sitzt noch lockerer als sonst.

Er verlässt die Küche und zieht die Tür hinter sich zu. Heinrich wippt auf seinem Hocker hin und her. »Wollen Sie nicht das Zuckerei machen?«, fragt er die Mutter, aber die sitzt stumm auf ihrem Hocker und starrt an ihm vorbei. Ihre Haut ist fahl und faltig und über die Wangen laufen Tränen. Der Junge steht auf, hängt der Regungslosen die Schlaufe der Küchenschürze über den Kopf und bindet die Enden hinter ihrem Rücken zusammen. Er holt die Zinkwanne aus der Kammer und stellt sie der Mutter zu Füßen. Mühsam wuchtet er den Schwan hoch und

legt ihn ihr in den Schoß. Er drückt ihr die Knie dabei etwas auseinander, bis der große Vogel liegen bleibt. Dann setzt er sich wieder und faltet die Hände vor dem Bauch. Sein Herz schlägt pochend. Vor dem Fenster geht das winterliche Zwielflicht langsam in die Dunkelheit über. Die Mutter sieht ihn jetzt an, aber nicht so, als ob er ihr Sohn sei, sondern so, als hätte sie ihn noch nie gesehen. Dann sieht sie runter auf den Schwan und lacht laut auf. Vorsichtig zupft sie eine Feder aus und dann noch eine, und plötzlich lehnt sie sich vor und beginnt wie wild zu rupfen. Ihr Gesicht verzerrt sich und die Federn fliegen um sie herum. Es werden immer mehr und die Mutter hört nicht wieder auf. Immer weiter rupft sie, beschienen von der flackernden Kerze hinter ihr, und um sie und Heinrich herum segeln die feinen Federn sanft zu Boden wie Schneeflocken und Heinrich beginnt zu weinen. Er schluchzt und schlägt die Hände vor die Augen und wünscht sich, dass das alles wieder ins Lot kommt, dass das alles wieder gut wird.

KESSELMUSIK

Ankershagen, Mai 1831

Der Himmel draußen steht schon hoch und der Mai brüllt durchs offene Fenster mit gleißender Sonne, dem ewig steigenden Lied der Lerche und dunkel brummendem Hummelflug. Aber Heinrich liegt noch im Bett. Er steht nicht auf. Noch nicht. Die anderen werden unten in der Diele versammelt sein, im Sonntagsstaat, der Vater im schwarzen Talar und an der Stirnseite des Tisches sitzend. Die gefalteten Hände vor sich auf den Tisch gelegt und die Stirn gesenkt, um Gnade betend. Aber Gott wird ihn nicht erhören, es wird alles werden wie am letzten Sonntag, da ist sich Heinrich sicher. Als alle kamen, aber keiner in die Kirche ging.

Der Duft des Flieders steht im Zimmer und die Schwalben jagen lautlos vorbei. Heinrich bewegt sich nicht. Ein leichter Pissegeruch zieht von Ludwigs Seite des Bettes herüber, doch das schert ihn nicht, dafür wird der Bruder eine Tracht Prügel bekommen, wie jeden anderen Morgen, wenn er eingepinkelt hat. Das passiert wieder öfter, seit die Mutter tot ist. Drei Tage hat sie nach der Geburt des kleinen Pauls im März noch gelebt, oder eher, drei Tage noch geatmet, aber die Augen kaum geöffnet. Am vierten Morgen ist sie nicht mehr aufgewacht und seitdem kommt Heinrich morgens nicht mehr aus der Puch. Es ist ihm alles einerlei und er bleibt liegen.

Aber der Vater schlägt ihn nun nicht mehr dafür, jedenfalls

zerzt Ernst Schliemann ihn nicht mehr aus dem Bett, um ihn durchzuwalken und ihn danach die Treppe hinunter zur Stallarbeit zu treten. Seit die Magd Sophie wieder da ist, hat er damit aufgehört. Sechs Wochen nach Mutters Tod war die junge Frau mit den sandfarbenen Haaren, der hellen Haut und ihren unzähligen Sommerplacken wieder im Haus und zog zum Vater ins Schlafzimmer. Von diesem Tag an konnte Heinrich morgens liegen bleiben. »Du schlägst ihn ja tot, Ernst«, hatte sie gesagt, als der ihm das Nachthemd hochgeschoben hatte und ihm wie wild mit dem hölzernen Schuhlöffel auf den nackten Hintern drosch. Da hielt der Vater inne, ließ Heinrich vom Knie rutschen und auf den Boden fallen. Der Junge blieb dort allein liegen, direkt neben seinem Bett, das Hemd um den Bauch gerollt, und die geschundene Haut brannte, als hinge sie in Fetzen. Sein Gesicht lag auf dem kühlen Holz und ihm schien es, als hätte der Vater ihn aus dem Körper geprügelt, als würde er ein Stück über seiner Hülle schweben. Tränenlos und taub vor Schmerz. Aber dann kehrte Sophie wieder in den Raum zurück, hob ihn sanft auf und legte ihn auf das Bett. Rieb ihm den Hintern mit Butter ein und legte etwas Johanniskraut darüber. Sie strich ihm über den Kopf und flüsterte: »Schlaf noch ein bisschen.« Seit diesem Morgen hat ihn der Vater nie wieder aus dem Bett gekloppt, wenn Heinrich morgens nicht erschien.

Heute ist Kantate, der vierte Sonntag nach Ostern, und Heinrich dreht sich im Bett von Ludwigs vollgemiegten Laken weg ganz zum offenen Fenster hin und seine Erinnerung fliegt hinein in das helle Himmelblau, ein Jahr zurück, als die Kirche voll war bis auf den letzten Platz. So bunt und durcheinandergewürfelt die Ankershagener Kirche auch von außen aussah, mit Feldsteinen und mühsam ins Fachwerk geordneten Backsteinen, so klar und hell war sie von innen. Weiß gekalkt, nur die

Ziegel der Bogen, die in die vier Säulen des Mittelgangs ausliefen, und die quadratischen Säulen selber waren hellrot. An der ersten von ihnen hing auf halber Höhe die hölzerne Kanzel, in der der Vater stand über der Gemeinde in seinem schwarzen Kittel und dem weißen Beffchen. Seine breite Gestalt mit dem kräftigen Hals, auf dem ein rotgesichtiger Kopf saß, der immer mehr entflammte, je länger die Predigt dauerte.

Heinrich saß mit den Männern auf der rechten Seite, in der vierten Reihe von vorn. Hinter einer der Säulen am Gang. Auf der Weiberseite neben ihm saß Minna, fast hätte er sie berühren können, wenn er den Arm nur nach links ausgestreckt hätte. Sie trug ein hellblaues Kopftuch aus Kattun mit feinen weißen Stickereien, die wie zarte Wolken aussahen. Ihre Haare waren zum Zopf gebunden und das Grübchen, das sie nur auf der rechten Wange hat, hüpfte, während sie mit geschlossenen Augen sang: »Großer Gott, wir loben dich.« Sonst saß immer Heinrichs Mutter auf diesem Platz und neben ihr die Töchter, aber Luise Schliemann befand sich damals unsichtbar über allen oben auf der Empore neben der Orgel.

Denn deren Blasebalg war am Tag zuvor gerissen. Ludwig und Heinrich hatten ihn bei der Probe am Sonnabend abwechselnd getreten, wie immer, und Peter Hüpperts krumme Finger flogen über die Tastatur des Instruments. Das gute Auge verdrehte er beim Spielen leicht nach oben. Mit der dunklen Höhle des fehlenden rechten Auges, den eingefallenen graustoppeligen Wangen und den buschigen Augenbrauen sah er aus wie ein blindes träumendes Gespenst. »Jesus, meine Freude« schallte durch die leere Kirche. Die Jungs lachten und traten auf die Holzpedale ein, dass immer einer nach oben flog, und lachten und traten, bis es plötzlich mitten im Spiel ein laut furzendes Geräusch zu hören gab und der Blasebalg hinüber war. Peter

Hüpperts gutes Auge rutschte wieder an die richtige Stelle und sah trotzdem bannig verdutzt aus. Die Orgel pfiff noch ein paar seufzende Laute und dann war Stille. Der Küster kletterte auf dem Instrument herum und summt dabei die Freude Jesu weiter. Bis er staubbedeckt wieder erschien und an sich herunterklopfte: »Ne, die's in Dutt«, sagte er und hob ratlos die Hände. »Und dat ward bet morgen ook nix.«

So kam die Mutter mit ihrer kleinen Konzertina auf die Empore. Auf die schmale Holzbank neben den glänzenden stummen Orgelpfeifen. Heinrich konnte sie dort von unten, nur eine Armlänge von Minnas hellblauem Kopftuch entfernt, nicht sehen, aber er hatte sie ja oft genug im Pfarrhaus spielen sehen. Ihre Finger lagen links und rechts auf dem sechseckigen hölzernen Gehäuse, das unter ihren Handflächen fast verschwand. Dazwischen verborgen ein in Falten liegender schmaler schwarzer Blasebalg, der, zog sie ihn auseinander, seufzend einatmete und beim Zusammenquetschen die Luft für eine Melodie hergab, die ihre schnellen Finger auf beiden Seiten in die kleinen weißen Tasten drückte. Der Großvater hatte ihr dieses Instrument geschickt, aber nur, weil der Vater kein Klavier im Hause dulden wollte. »Weil du es nicht spielen kannst und du so musikalisch bist als wie ein Esel«, hatte die Mutter gesagt und es hatte unendlichen Streit darum gegeben und Kloppe auch, bis sie sich mit der kleinen Quetschkommode zufriedengab und manchmal am späten Nachmittag, im letzten Licht des Tages, in der Diele darauf spielte. Die sieben Kinder kamen dann aus dem Stall und der Scheune, aus der Küche und ihren Zimmern und setzten sich neben sie. Verteilten sich im Raum, wie die Stare sich im Herbst vor der Dämmerung in der Linde sammelten. So saßen sie da und sangen nach der Melodie, die die Mutter ihnen spielte. Ernst Schliemann verließ dann demonstrativ das Haus.

Aber an Kantate im letzten Jahr war er froh um die Musik seiner Frau: »Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.« Ernst Schliemann verstummte auf der hohen Kanzel. Die zarte Melodie der Mutter, von den gewölbten Wänden verstärkt, hatte die Gemeinde in den Gesang geführt und durch die Lieder gebracht: »Ich halte treulich still und liebe meinen Gott ...«

Das Vorläuten schallt rüber von der Kirche bis ins Zimmer des Jungen. Der Küster Peter Hüppert ist der Familie als Einziger geblieben. Der letzte Verbündete. Treue Seele. Aber auch sein Geläute wird die Gemeinde nicht vor den Altar rufen. Heinrich bringt es zumindest aus dem Bett. Er streckt sich, latscht rüber zum offenen Fenster und da sieht er sie dann alle, wie sie sich unten vor dem Dorfkrug sammeln und verknäueln. Wie sie dastehen mit Topfdeckeln in den Händen, mit Dreschflegeln, Kesseln, Pfannen, geschulterten Fiedeln, und Josef, der Böttcher, hält sein Waldhorn schon probenhalber an die Lippen. Schieter-Hannes, der die Pferdeäpfel von der Dorfstraße sammelt, der hier und da beim Ausmisten hilft und dafür in den Scheunen schlafen darf und einen Kanten Brot erhält, steht unter ihnen. Mit dem einzigen Besitz in seinen Händen, einer fünfzackigen Forke und seinem vergammelten hölzernen Eimer, den Ernst Schliemann ihm einmal geschenkt hat, mit zwei rostigen Eisenreifen darum. Selbst Schieter-Hannes, denkt Heinrich und reibt sich den Schlaf aus den Augen. Wie sie tuscheln, die Köpfe zusammenstecken und schnacken. Worüber die reden, möchte der Junge gar nicht wissen – und ahnt es doch.

Als die Mutter aufgebahrt lag unten in der Diele, da ist das ganze Dorf noch zu den Schliemanns gekommen. Einer nach

dem anderen. Sie lag da mit einem leicht erhobenen Oberkörper, die Schwestern hatten sie gewaschen, ihr eine weiße Bluse angezogen und die Kette mit dem schlichten goldenen Kreuz umgelegt. Der Hals, der in den letzten Wochen immer dünner geworden war, so dünn, dass Heinrich tatsächlich Angst hatte, er könne den Kopf bald nicht mehr tragen, dieser Hals war verdeckt mit einem hellgrünen seidenen Tuch. Trotzdem sah das Gesicht der Mutter mit den geschlossenen Augen aus, als wäre ihr mit der Seele alles entwichen, was sie zusammengehalten hatte. Die Wangen waren eingefallen und die geschlossenen Augen lagen tief in ihren Höhlen. Über dem hochgebundenen Kinn spannte sich die Haut wie Pergament. Die Schwestern legten ihr am Morgen frische weiße Lilien in den Arm, deren Blätter am Rand fein blau gezeichnet waren und deren schwerer Duft den Raum erfüllte.

Heinrich sah das gesamte Dorf vorbeikondolieren. Sah Elias, den Schmied, der die schmale Hand seiner Frau Gesine nicht losließ, solange sie vor der Toten standen. Sah Hinerk, den Wirt, mit Franziska und all ihren Kindern, und auch Minna kam mit ihren Eltern. Sie hielt die Hände gefaltet vor dem schwarzen Kleid, nickte ihm zu und sagte kein Wort. Oder Elke, die Amme, die unten bei den Tagelöhnern in einem Holzverschlag ohne Mann, aber mit vier Kindern wohnte und zu der Heinrich den kleinen Paul manchmal über die Dorfstraße schleppte. Hier gab es nicht einmal einen Tisch und nur ein großes Bündel Stroh in der Ecke, auf dem Elke mit den Kindern schlief. Sonst war der dunkle Raum kahl und leer. Und doch saß Heinrich hier sehr gern, wenn die Amme sich auf den Boden hockte und den kleinen Bruder an die Brust legte. Wie ihm dabei jedes Mal so warm und wohligh wurde, bei dem schmatzenden Geräusch des kleinen Bruders und dem milden Lächeln von Elke, dem etliche

Zähne fehlten. Wenn sie dem Baby über die dicken Wangen strich, war es ein bisschen, als würde sie auch ihn dabei streicheln.

Heinrich verließ die Mutter nicht während der Totenwache. Er saß neben ihr auf einem Stuhl. Über sich das Kruzifix und gegenüber an der Wand hingen zwei handtellergroße Ölgemälde von den Großvätern. Der Bürgermeister in Sternberg mit einer großen Kette über der Brust und der Vater seines Vaters aus Hamburg, der schon nicht mehr lebte und dessen Gesicht mit dem finsternen Blick dem seines Sohnes aufs Haar glich.

Heinrich saß zwei Tage und drei Nächte bei seiner toten Mutter. Vielleicht, weil es niemand bemerkte. Vielleicht, weil es niemanden kümmerte, da die trauernden Schwestern sich eben ständig abwechselten mit der Wache bei der Mutter und der Sorge um den kleinen Paul. So geriet er in Vergessenheit. Er blieb auf seinem Stuhl sitzen, manchmal vor Müdigkeit schwan-kend, aber er stand nicht auf und er schlief nicht ein. Sein Vater lag währenddessen betrunken oben im Schlafzimmer. Er reichte keinem die Hand am Totenbett seiner Frau.

In der Woche nach der Beerdigung, die Heinrich tatsächlich verschlafen hatte, weil er an diesem Morgen einfach vom Stuhl gefallen und nicht mehr aufzuwecken war für einen ganzen Tag und eine ganze Nacht, gab es die ersten bösen Worte während der Predigt. Als Ernst Schliemann beim Abendmahl nach dem Tod seiner Frau von der Kanzel predigte: »Unser Herr Jesus Christus, in der Nacht, da er verraten ward, nahm er das Brot, dankte, brach's und gab's seinen Jüngern und sprach: Nehmet hin und esset: Das ist mein Leib, der für euch gegeben wird.« Er reichte mit zitternden Händen der Gemeinde ein unsichtbares Brot. Dabei rutschte ihm die Bibel aus den Händen, fiel von der Kanzel und schlug dumpf auf dem Steinboden auf. Ein